Zeitschrift: Mariastein
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 100 (2023)
Heft: 5

Artikel: Ein Stich ins Herz : wie viel Kunst braucht der Mensch? : Ein Denkanstoss

Autor: Sury, Peter von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1049871

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Stich ins Herz

Wie viel Kunst braucht der Mensch? Ein Denkanstoss

Abt Peter von Sury

Etwas weiter hinten, auf Seite 20, ist in der Klosterchronik zu lesen, dass ich für einen kardiologischen Eingriff für drei Tage ins Unispital Basel aufgeboten wurde. Es wäre schon im April fällig gewesen, musste dann aber auf Juli verschoben werden. Der Marschbefehl war abgesprochen mit meinem Arzt und mit dem Kardiologen: Ich sollte mich einer sogenannten Ablation unterziehen, auch Pulmonalvenenisolation (PVI) genannt; das sei heutzutage eine Routineangelegenheit, bedinge einen dreitägigen Spitalaufenthalt, dann werde es ein Ende haben mit meinem Vorhofflimmern.

Ankunft in einer Sonderwelt

Punkt 8 Uhr am Montagmorgen musste ich mich im Unispital Basel melden, nüchtern, dann werde es die üblichen Abklärungen und Untersuchungen geben. Am Dienstag erfolge der Eingriff, am Mittwoch werde ich wieder entlassen. Ein eigenartiges Gefühl, so früh am Morgen ein Spital zu betreten, nicht um jemanden zu besuchen, sondern als Patient, obwohl ich mich eigentlich wohl und gesund fühlte. Ich erhielt die Nummer 2849 und wurde in ein Viererzimmer geführt; 2 meint Klinikum 2, 8 steht für den achten Stock, wo die Kurzzeitpatienten untergebracht sind, 49 bezeichnete das Bett beim Fenster. Schön war der Blick über Basels Dächer Richtung Südosten, ins Birstal. Wenn ich mich zuäusserst ans linke Fenster drückte, vermochte ich knapp die beiden Roche-Türme zu sehen. Unwillkürlich fragte ich mich, ob sie denn tatsächlich eine Augenweide und eine Zierde seien für das Weichbild der Stadt Basel. Viel Zeit zum Sinnieren über die Ästhetik der Herzog & de Meuron-Architektur blieb mir nicht, denn ich sollte mich bereithalten und würde bald abgeholt und zur Untersuchung geführt werden.

Natürlich hatte ich die Erläuterungen, die mir Wochen zuvor zugestellt worden waren, studiert, jedoch höchstens ansatzweise verstanden. Ich staunte, was die Medizin und die Mediziner dank einem grossen technischen Aufwand zu leisten vermögen. Weit unten wurde ich in einem Untersuchungsraum von einer Ärztin nach dem Geburtsdatum gefragt und anschliessend dem ersten medizinischen Test unterzogen. Zu meinem Erstaunen begann sie von Mariastein zu reden, das sei ihr ein Begriff; sie habe ein paar Jahre in Flüh gewohnt, ihre Kinder hätten vor etwa zehn Jahren in Hofstetten die Erstkommunion gefeiert, eine schöne und eindrückliche Erfahrung. Dann schwieg sie, sie müsse sich jetzt auf ihre Arbeit konzentrieren.

Am Nachmittag folgte die zweite Untersuchung, CT oder MRI, ich weiss es nicht mehr. Das tun, was man dir sagt. Für mich als Abt ein ungewohntes Verhalten, entlastend und stressfrei, wie seinerzeit in der Rekrutenschule. Es war gut so, wie es war. Ich bin nicht der Erste, der eine PVI vornehmen lässt. Diverse hatten mich ermutigt, als sie davon hörten: Du wirst sehen, das wird dir Erleichterung bringen. Ohne Unruhe oder Ängstlichkeit sah ich dem entgegen, was auf mich zukam.

Drei Bilder (Klinikum 2 USB, Untergeschoss).

Draussen, vor verschlossenen Türen

Im Lift ging es acht oder neun Stockwerke hinunter, ins Untergeschoss. Mein Begleiter führte mich an vielen Türen vorbei durch lange, mit Neonlicht erleuchtete Korridore, dann um die Ecke, noch ein paar Schritte. Vor zwei Türen in einer Einbuchtung wurde ich stehen gelassen mit der Weisung: Hier solle ich warten, ich würde geholt werden, wenn es so weit sei. Dann ging er, und ich stand allein da, in der Sterilität der medizinischen Unterwelt, dort, wo es weder Tag noch Nacht gibt, keinen Sommer und keinen Winter, eine künstliche Welt, vollgestopft mit den technischen Einrichtungen einer aufwendigen Infrastruktur, von der nur eines verlangt wird: unbedingte Verlässlichkeit. Hinter jeder Tür millionenteure Medizinalapparaturen. Alles für unser kostbarstes Gut, die Gesundheit.

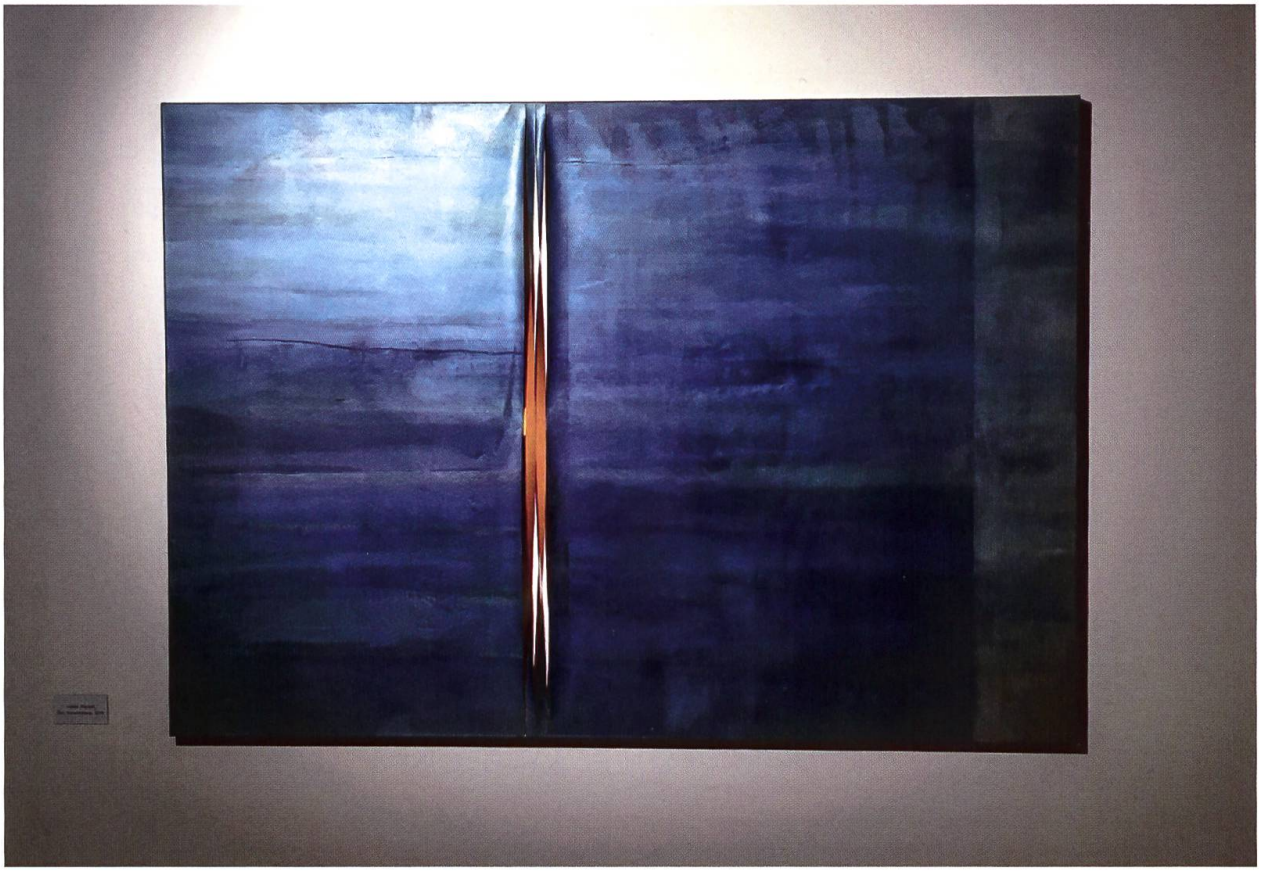
Zwei oder drei Plastikstühle standen da, von der billigsten Sorte, jene Art Stühle, die überall auf der Welt zu finden sind, wo Menschen warten müssen, alleingelassen in ihrer Ungewissheit. Setzen mochte ich mich nicht. Das hätte so ausgesehen, als rechnete ich mit einer länger andauernden Wartezeit. Das wollte ich am allerwenigsten, ich hoffte, dass sich bald, möglichst bald eine der Türen öffnen würde. Doch es öffnete sich keine.

Zum ersten Mal an diesem Montag im Juli ergriff mich ein Gefühl, das mir bis anhin eigentlich unbekannt war: Beklommenheit. Nicht Schrecken und Angst, nichts Panikartiges oder sogar Klaustrophobie. Allerdings stiegen Fragen in mir auf: Was wenn? Wie lang noch? Wie und wann komme ich hier wieder raus? Fragen, die ohne Antwort blieben. Weit und breit kein Mensch zu sehen oder zu hören.

Ich fühlte mich allein, verlassen, hilflos, ausgesetzt, eine surreale Situation, und doch eine nicht zu leugnende innerste Stimmung, etwa so wie bei Kafka.

Plötzlich dieses ganz andere

Da blickte ich auf die gegenüberliegende Wand des Korridors. Warum ich das tat, weiss ich nicht. Gewiss, man könnte in einer solchen Situation die Augen schliessen, gar verschliessen. Doch das wollte ich nicht, ich wollte vielmehr alles bewusst in mir aufnehmen, auf mich wirken lassen. Ich blickte an die Wand und entdeckte etwas, worauf ich überhaupt nicht gefasst war.
Dort hingen drei Bilder nebeneinander, alle gleich gross, mit schlichtem Rahmen versehen, etwas Abstraktes darstellend, zum Teil farbig und mit Tusche ausgeführt. Mich trafen sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel, denn schlagartig öffneten sie mein Auge für eine befreiende, beglückende Botschaft: Es gibt ein Mehr, ein Anderes hinter, über, neben, mitten in der perfektionierten Gesundheitsindustrie. Einen dritten Raum, etwas Schönes, zwecklos und überflüssig, das aber Entscheidendes vermittelt, verschenkt, jenes Unverfügbare, wonach wir uns sehnen, auch und erst recht im Keller eines Krankenhauses: Heilung!
Ich trat näher, schaute mir jedes Bild prüfend genau an. Einen Hinweis auf einen Personennamen fand ich nicht, kein Entstehungsjahr, kein Wort zur Maltechnik, keinen Titel, der eine Interpretationshilfe sein könnte, ich fand nicht einmal heraus, ob es sich um Originale oder um Reproduktionen handelte. Nackte Kunst an der weiss getünchten Kellerwand. Und sonst nichts. Ich trat zwei, drei Schritte zurück, schaute nochmals das Ganze an. Nach



Lukas Rapold: «Die Verwundung» (2014; Klinikum 2 USB, 2. Stock).

und nach merkte ich, was dieses ausgedehnte Schauen in mir auslöste. Ich war einfach glücklich! War glücklich, dass diese ansprechenden Bilder dort hingen, war dankbar, dass jemand auf die Idee gekommen war, in dieser aseptischen Sonderwelt Raum zu reservieren für etwas anderes, unaufdringlich, aber selbstbewusst. Ich gewann den letztlich unerklärlichen Eindruck, dass so etwas, und seien es nur drei Bilder an der Kellerwand, Unglaubliches zu bewirken vermag, dass davon eine heilende Kraft ausgehen kann.
Zu meiner Verwunderung stellte ich bei mir selbst fest, dass es mich in dem Moment überhaupt nicht interessierte, ob das jetzt eine religiöse oder zumindest eine spirituelle Erfahrung sei, ob die Bilder irgendeine verschlüsselte, eine symbolische Botschaft weitergeben wollten. Solche Überlegungen kamen mir nicht in den Sinn. Ein einziges Bibelwort klang an in mir, wie von fern: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Ich war froh und erleichtert, dass die drei Bilder dort hingen, wo sie hingen, dass mir im rechten Moment die Augen aufgingen, dass mir ihr Anblick zuinnerst und zutiefst gutgetan hat. Nichts mehr, vor allem: nichts weniger, das war jetzt enorm viel.

Hängt Bilder auf!

Eine Tür ging auf, ich wurde hineingebeten, es ging weiter nach dem eingespielten Drehbuch eines Universitätsspitals. Das hat mir auch gutgetan. Darüber hinaus nahm ich etwas mit. Ich habe Kunst im kleinstmöglichen Format als existenziellen, als heilenden Impuls erfahren, unerwartet, unvorbereitet. Es war, soviel ging mir auf, die nicht unwesentliche Ergänzung und Vervollständigung von dem, was medizinisch an mir vollzogen wurde: ein Stich ins Herz.
Von da an ging ich anders durchs Spital. Ich sah, dass noch andere Bilder hingen und andere Kunstobjekte da waren. Ich verstand, dass damit einer anderen Dimension Platz zur Verfügung gestellt wird, nicht wie in einer Galerie oder in einem Museum, sondern in einem Spital, das andere Menschen möglicherweise eher als hochkomplexe, relativ seelenlose Organisation wahrnehmen.
Ich nahm mir vor, dem nachzugehen, das Erlebte zu reflektieren, bei Gelegenheit davon zu erzählen, ein paar Fragen weiterzugeben: Wie viel Kunst braucht der Mensch? Ist Kunst Lebensmittel oder Luxus? Letztlich und eigentlich also überflüssig? Wie man während der Pandemie zu sagen und zu entscheiden pflegte: systemirrelevant, das heisst, wenn es hart auf hart kommt, kann oder muss sogar darauf verzichtet werden, müssen die Menschen, die von der Kunst und für die Kunst leben, in die Wüste geschickt werden. Vielleicht ist es tatsächlich so. Ich glaube eher, dass es nicht so ist, hoffentlich. Schliesslich möchte ich den Spitaldirektionen in aller Welt ans Herz legen: Hängt Bilder auf! Das beeinflusst die Gesundheitskosten nicht wesentlich, wird jedoch mit grosser Gewissheit dazu beitragen, dass kranke Menschen am eigenen Leib erfahren, was Heilung ist.

Zweimal Kunst

Buchvernissage
Samstag, 2. September 2023

Am *2. September 2023, 16.30 Uhr*, wird in der Ökumenischen Kirche Flüh dem interessierten Publikum das Buch «Bruno Leus» präsentiert. Es zeigt Ausschnitte aus dem mehr als 50-jährigen künstlerischen Schaffen von Bruno Leus. Dieser lebt seit 47 Jahren in Flüh.

«Sonntagsgespräch»
Sonntag, 22. Oktober 2023

Die Kunst wird das Thema sein beim fünften «Sonntagsgespräch» am *22. Oktober 2023, 10.45 Uhr,* im Klosterhotel Kreuz. Der hier veröffentlichte Text soll als Ausgangspunkt des Gesprächs dienen. Nähere Angaben auf Seite 36.